

Reisen in die Vergangenheit

Eberhard Wolff v. Gudenberg

Seit Jahrhunderten gab es in dem kleinen nordhessischen Dorf Meimbressen bei Kassel einen verhältnismäßig großen jüdischen Bevölkerungsanteil. Schon im 14. Jahrhundert sind die ersten dort ansässigen Juden nachweisbar. Um 1930 waren es etwa 80 bei einer Gesamtzahl von knapp 600 Einwohnern. Dort steht auch mein Haus; dort bin ich geboren und aufgewachsen. Das Zusammenleben mit Juden schien in meiner Kindheit für jedermann etwas ganz Normales. Die Synagoge, unter einem Dach mit der jüdischen Volksschule, lag inmitten des Dorfes unterhalb der Kirche, und der große „Juden-Friedhof“ mit seinen schon damals mächtigen alten Kiefern und Eichen oberhalb der christlichen Gräberstätte. Die Existenz einer jüdischen Kultusgemeinde mit ihren überlieferten religiösen Bräuchen war für uns Kinder etwas Selbstverständliches. Wir erlebten es wie eine andere Konfession. Man achtete sie, aber man hielt Abstand, etwa so, wie zu Katholiken, die es allerdings in unserer Gegend kaum gab und die uns deshalb etwas „unheimlich“ waren.

In den Vereinen und in den dörflichen Körperschaften waren die Juden angemessen vertreten. In der Regel wählten die Vereine des Ortes einen Christen als ersten Vorsitzenden, aber der zweite war dann ein Jude. Die Lehrer der christlichen und der jüdischen Schule vertraten sich im Krankheitsfalle gegenseitig. Der dörfliche Handel war eine Domäne der Juden. Die Bauern kauften und verkauften ihr Vieh bei ihnen, und die Hausfrauen gingen in die kleinen, etwas düsteren, aber gemütlichen jüdischen „Tante-Emma-Läden“ zum Einkauf und zum Schwatz. Es war eine seit Jahrhunderten gewachsene, vertraute christlich-jüdische Symbiose. Den Gegensatz „deutsch-jüdisch“ gab es noch nicht. Die jüdischen Mitbürger waren natürlich Deutsche, und die Namen auch ihrer Gefallenen standen am Ehrenmal unter der großen Linde vor der Kirche.

Das alle änderte sich erst – dann aber gründlich – in den dreißiger Jahren. 1934 mußte die selbständige jüdische Schule geschlossen werden, und die „Judenkinder“ gingen nun mit uns zusammen in unsere Schule. Für uns „Christenkinder“ war auch das damals noch ganz unproblematisch. Aber der antisemitische Druck wuchs. Immer mehr Juden verließen das Dorf. Die sog. „Reichskristallnacht“ fand 1938 auch in Meimbressen statt und führte zur barbarischen Verwüstung des jüdischen Gotteshauses. Heute weiß ich, der ich das damals als Vierzehnjähriger fassungslos mit ansah, daß die überwältigende Mehrheit der Dorfbevölkerung sich nicht an den Ausschreitungen beteiligte, sondern diese abscheulich fand. Das „Rollkommando“ war von außerhalb gekommen und holte auch erst einen Tag später, am 10. November, nach, was im übrigen Reich schon am Vortag geschehen war.

Dennoch — niemand im Dorf nahm offen dagegen Stellung aus Angst vor dem herrschenden Regime, von dem man wußte, daß es nicht zimperlich war, aber auch infolge der Faszination, die damals von den „erfolgreichen“ NS-Machhabern für die Mehrheit der Bevölkerung ausging. Schließlich hatten nur wenige Wochen vorher die führenden Politiker Europas Hitler in München ihre Reverenz erwiesen, und das etwa ein halbes Jahr nach dem „Anschluß“ Österreichs, der eigentlich von allen als großes Ereignis gefeiert worden war.

Aber es gab in Meimbressen — ich erinnere mich genau — nach dem Pogrom auch wütende Empörung bei Menschen, die sich durch den damaligen Zeitgeist nicht verbiegen ließen. Jedoch auch diese äußerten sich nicht laut.

Heute, fast ein Menschenalter später, ist die unheimliche Atmosphäre dieser Monate, die ja dann zwangsläufig in den Krieg mündete, für junge Menschen überhaupt nicht, und für die, die es miterlebten, kaum noch vorstellbar. Mir drängt sich heute immer wieder die Frage auf: Was wäre eigentlich in Meimbressen geschehen, wenn sich der „Herr Bürgermeister“, der „Herr Pfarrer“, der „Herr Lehrer“ und der „Herr Baron“, die doch alle Autorität im Dorf genossen, gemeinsam schützend vor die Synagoge gestellt hätten, als der Mob anrückte? Ich weiß es nicht. Aber heute bedrückt es mich, daß sie es, daß wir es nicht taten.

Damals allerdings war mir, dem Halbwüchsigen, nicht klar, daß hier das nackte Unrecht zu herrschen begann, an dem eine jahrhundertealte, vertraute Symbiose für immer zerbrach. Bald lenkten auch die Kriegereignisse von dem Nachdenken darüber und von der Tatsache des Verschwindens der letzten Juden aus Meimbressen ab. Wir Jungen eilten bald „zu den Fahnen“, zum Teil freiwillig, um ja das „große Abenteuer“ nicht zu verpassen. Selbstverständlich dachte niemand an die Möglichkeit eines eiskalt geplanten industrialisierten Massenmordes an unseren jüdischen Mitbürgern. Heute beruhigt es mich nicht mehr, daß für uns damals so etwas noch unvorstellbar war.

Ein halbes Jahrhundert später: Die jungen Menschen von 1938/39 sind heute reife, alte Leute, „Großeltern-Generation“. Ein großer Teil der Meimbresser Juden ist ermordet worden, die anderen, die noch auswandern oder fliehen konnten, haben ihre Heimat für immer aufgegeben. Hinter uns aber, die wir leben und Heimat behielten, liegen arbeitsreiche Jahrzehnte eines erfolgreichen Wiederaufbaus. Es geht uns heute gut, besser als vor dem Krieg. Um so mehr hat mich in all den Jahren nach dem Kriege die Frage nach dem Schicksal der Meimbresser Juden und meiner Mitschüler zunehmend beunruhigt. Das begann spätestens, nachdem an der entsetzlichen Wahrheit des Holocaust nicht mehr zu zweifeln war.

Gelegentlich hörte ich, daß ehemalige Meimbresser Juden aus Amerika oder Israel kurz im Dorf aufgetaucht waren, immer erst zu spät für mich, um eine persönliche Verbindung wieder aufnehmen zu können, die ich so dringend wünschte und zugleich fürchtete.

Erst 1985 gab es die ersten brieflichen Kontakte zu ausländischen Juden, die sich bei mir nach der jüdischen Vergangenheit Meimbressens erkundigten, denn inzwischen hatte ich mich mit den Wurzeln und der historischen Entwicklung unserer jüdischen Gemeinde beschäftigt und die spärliche Literatur darüber gelesen.

Dann endlich saß eines Tages der Sohn eines ehemaligen Meimbressers, selbst schon in der Emigration geboren und wesentlich jünger als ich, in unserem Wohnzimmer mir gegenüber, Gabi Goldwein, ein hochgewachsener, blonder, lebhafter Israeli, Geschäftsmann, unbefangen und weltläufig. Es wurde englisch gesprochen, was einen wohltuenden Abstand zur belastenden Vergangenheit schaffen half. Wir blätterten in alten Foto-Alben, um Bilder vom ehemaligen Meimbressen zu finden. Da tauchten auch Fotos aus meiner Marinezeit während des Krieges auf, hier hakte mein Gast interessiert ein. Auch er hatte als Soldat mitgekämpft in den militärischen Auseinandersetzungen zwischen Israel und den Arabern. Es ergab sich ein freimütiges, beiderseits offenes Gespräch über die Problematik des Soldat-Seins, über den Krieg, seine Furchtbarkeit und Unsinnigkeit vor allem angesichts der modernen, alles vernichtenden Waffentechnik. Wir waren uns schnell einig über die zwingende Notwendigkeit der Verhinderung und endgültigen Überwindung von Kriegen und der Anwendung militärischer Gewalt. Als ich ihn aber fragte, was er tun würde, wenn sein Land Israel wieder angegriffen würde, antwortete er, ohne zu zögern: *Ich würde wieder kämpfen*. Daß dies kein Widerspruch zu seinem dringenden Friedenswunsch war, wurde mir erst deutlich, als ich ein Jahr später, von ihm eingeladen, endlich den Mut fand, mit meiner Frau nach Israel zu reisen. Er war es, der uns am Internationalen Flughafen Ben Gurion abholte und nach Haifa in unser erstes Hotel fuhr. Wenige Tage später steuerte er uns in seinem Wagen, in dem auch zwei seiner Kinder, fröhliche, aufgeweckte Jungen, saßen, durch Galiläa und über die Golan-Höhen. Dort sahen wir die ehemaligen Artillerie-Stellungen der Syrer und blickten hinunter auf den nahen See Genezareth, in jene fruchtbar-friedliche biblische Landschaft, die einem in der christlichen Tradition aufgewachsenen Europäer wie mir so viel bedeutet. Dort wurde

vor fast 2000 Jahren die Religion der Liebe verkündet. Hier oben hatte aber noch vor wenigen Jahren unser liebenswürdiger Gastgeber als israelischer Soldat um das Überleben seines jungen Staates und seiner Familie gegen die arabischen Nachbarn gekämpft. Nur etwa eine Autostunde entfernt wohnt er heute mit seiner aus dem Yemen stammenden Frau und seinen drei Söhnen auf dem Lande. Wir tranken dort Kaffee, den uns die aus dem tiefen arabischen Süden gekommene, dunkle, bildschöne Frau reichte. Ganz in der Nähe zeigte man uns alte jüdische Kult- und Begräbnisstätten, versteckt in Höhlen aus der Zeit der römischen Unterdrückung nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr. So erlebten wir mit der Hilfe unserer verschiedenen Gastgeber, ehemaliger Meimbresser, dieses faszinierende Land intensiver als normale Touristen. Nirgendwo mehr als hier, in dieser uralten, immer wieder umkämpften Kulturlandschaft, stoßen auf engstem Raum unvermittelt Geschichte und Gegenwart, Krieg und Frieden, hochentwickelte Kultur und unberührte Natur, Fanatismus und aufgeklärte Liberalität sowie schließlich drei bedeutende Weltreligionen aufeinander — ein Gebiet der Vielfalt, der Gegensätze und der Widersprüche.

Überall spürt man, daß in diesem orientalischen Land auch unsere europäische Kultur eine ihrer ältesten und mächtigsten Wurzeln hat: den mosaïschen Monotheismus, aus dem das Christentum des Abendlandes erwuchs. So besuchten wir Bethlehem und Nazareth, sahen römische Ruinen, byzantinische Kirchen, mächtige Kreuzfahrer-Burgen, uralte und neue Synagogen, Moscheen sowie imponierende Beispiele modernster Architektur.

Wir blickten vom Ölberg hinunter auf das „ewige Jerusalem“, ein unvergeßlicher Eindruck. Wir umwanderten die heute zweifellos arabisch geprägte Altstadt auf der aus der Türkenherrschaft stammenden Stadtmauer mit ihren prächtigen Toren. Wir sahen die Grabeskirche und die Klagemauer, betraten ehrfürchtig den Tempelberg, den heiligen Platz der Juden, der Christen *und* der Moslems, und bestaunten deren beide großartige Moscheen. Wir erlebten das westliche, das neue, moderne Jerusalem, die Hauptstadt Israels.

Stumm vor Betroffenheit und Scham standen wir in der Gedenkstätte Yad Vashem für die Millionen von Opfern des Holocaust, hilflos gegenüber dem noch immer Unbegreiflichen.

Neben den freundlichen Auto-Angeboten unserer Gastgeber nutzen wir oft und gern die Fahrmöglichkeiten des zuverlässigen öffentlichen Omnibusnetzes, das das kleine Land dicht überspannt. Dort kam man hautnah in Kontakt mit der Bevölkerung und erlebte die Vielfalt und Gegensätzlichkeit der Landschaft, die endlosen Orangenhaine in der fruchtbar gemachten Ebene um Tel Aviv und die karge Schroffheit der Wüstenberge von Judäa. Wir staunten über das tief in die karstigen Gebirge eingeschnittene grüne Jordantal, fuhren darin hinab bis zum Toten Meer und erreichten per Seilbahn die gewaltige historische Bergfestung Massada, von Herodes angelegt. Eine junge Studentin, gut aussehend und sachverständig, erklärte uns mit Stolz, aber ohne Chauvinismus die nationale Bedeutung dieser Anlage als Symbol jüdischen Selbstbehauptungswillens. Hier wie überall in diesem geographisch so engräumigen Land war fühlbar — nicht nur durch die greifbare Nähe der Grenzen der arabischen Staaten ringsum — die ständig akute Bedrohung dieses kleinen Staates, die die Allgegenwart des Militärs so verständlich macht, im Kernland Israels wie in den besetzten Gebieten. (Dabei fand unser Aufenthalt dort noch vor Ausbruch der „Intifada“ statt.) Selbst inmitten Jerusalems, auf dem Tempelberg, spürte man die förmlich knisternde Spannung der politischen Gegensätze des Landes.

In Nethanya an der Mittelmeerküste sahen wir einmal einer Gruppe fröhlicher Halb-wüchsiger zu, die mit ihren Skateboards die geschicktesten Kunststücke vollführten und dabei eine erstaunliche Körperbeherrschung zeigten. Da kam unvermittelt ein alter Herr auf uns zu und sagte in makellosem Deutsch: *Ja, wir sind stolz auf diese Jugend. Ohne sie hätten wir keine Hoffnung auf die Zukunft dieses Landes.* In der Tat, die frischen jungen Israelis beiderlei Geschlechts haben uns immer wieder beeindruckt durch jene Mischung von jugendlicher Unbekümmertheit und ernstem Selbstbewußtsein, mit der sie gelassen ihre Verantwortung für das Wohl ihres Landes zeigten. In jedem Omnibus ein junger Soldat mit Waffen gab allen Mitfahrenden ein Gefühl der Sicherheit, das in Israel nicht selbstverständlich ist.

Als wir einmal auf der Autobahn von der Ebene Tel Avivs in die Berge nach Jerusalem fuhren, meinte ich zu meiner Frau, jetzt könne ich verstehen, warum es in der Bibel mehrfach heiÙe: ... *ich gehe hinauf nach Jerusalem.* Da beugte sich ein Kopf mit schlohweiÙen Haaren vom Sitz hinter uns vor, und eine israelische Dame sagte: ... *und das ist nicht nur geographisch gemeint!* Oft sind wir so spontan auf Deutsch angesprochen worden. Man half uns freundlich, wenn wir hebräische Hinweisschilder nicht lesen konnten. Es waren alles alte Menschen, irgendwo aus Europa stammend, aus Frankreich, Wien, Prag oder Breslau. Wir haben kein unfreundliches, vorwurfsvolles Wort gehört uns gegenüber, die man doch als Deutsche erkannte und ansprach.

Höhe- und Zentralpunkt unserer Reise war aber das Treffen in Haifa mit etwa 15 Personen, die zum großen Teil noch aus Meimbressen stammten, bzw. mit ihren Angehörigen, die mitkamen. Einige waren noch mit mir zusammen in die Volksschule gegangen. Ich hatte — um es ehrlich zu sagen — Angst vor dieser ersten Begegnung mit den emigrierten Meimbresser Juden in Israel gehabt. Der warmherzige, ja dankbare Empfang ließ bald alle Beklommenheit vergessen. Wir trafen uns in der Wohnung von Schlomit Goldwein, der Frau eines vor wenigen Jahren verstorbenen ehemaligen Meimbresser Bürgers, Semi Goldwein, der es in Israel zu großem Ansehen gebracht hatte. Er und seine Witwe sind die Eltern unseres gastfreien Freundes Gabi, der unseren Besuch so umsichtig eingeleitet und mit seiner Mutter vorbereitet hatte. *Nein, daß IHR zu uns kommt und uns noch nicht vergessen habt ...!*, das war der Tenor ihrer Begrüßungsworte. Wir waren beschämt. Man zeigte uns Dankbarkeit, obgleich wir sehr viel mehr Grund dazu hatten. Ein unendliches Fragen und Erzählen erfüllte den Nachmittag, den meine Frau und ich niemals vergessen werden. Es war kein unverbindlicher *small talk*. Viel Trauriges und Bitteres kam zur Sprache. Über alles konnte in Offenheit und Freimut geredet werden. Aber auch manch schöne gemeinsame Erinnerung an die Jugend in unserem kleinen nordhessischen Dorf wurde wieder wach. Hier erfuhr ich auch zum ersten Mal von nichtjüdischen Meimbressern, Parteimitgliedern, die damals heimlich ihren bedrohten Mitbürgern geholfen haben, sie warnten und bei Gefahr versteckten. Nach unserer Rückkehr in das Hotel — noch erfüllt von den Gesprächen der zurückliegenden Stunden — wurde ich an das Telefon gerufen: Eine warme, dunkle Frauenstimme sagte: *Hier ist jemand, der Dich schon sehr lange kennt.* Es war Marga, eine der beiden Töchter des einst unmittelbar neben unserem Grundstück wohnenden jüdischen Nachbarn Goldwein. Noch heute höre ich vor einem inneren Ohr das Singen und Spielen der beiden Nachbarskinder hinter der Hecke unseres Gartens, vertraute Klänge aus den fernen Tagen unserer Kindheit, für immer verklungen, wie das melodische Hämmern auf dem AmboÙ der Schmiede nebenan. Mit ihrem Mann kam die Anruferin, die an dem Treffen nicht hatte teilnehmen können, noch am gleichen Abend ins Hotel zu uns, und wieder sprachen wir von unseren gemeinsamen



Die stärksten Erlebnisse in Israel waren das Wiedersichen mit den ehemaligen Meimbressern in Haifa, der warmherzige Empfang und die Gespräche über die gemeinsame Vergangenheit. V.l.n.r.: Willi Löwenstein, Ludi Goldwein, Helmut (Elieser) Voremberg (alle drei früher Meimbressen), Frau Wolff v. Gudenberg, Elieser Goldwyn (früher Kassel), Herr Baruch (früher Bad Wildungen).

Jugendjahren im Meimbressen vor der Katastrophe. Ihre Schwester war noch 1945 umgekommen, erfuhren wir. Eine große Schachtel Pralinen hatte sie mitgebracht für meine Frau und mich.

Beim Besuch bei Harry Perlstein, einem anderen Freund — und es waren inzwischen alle unsere Freunde geworden —, entdeckten wir in seiner Wohnung in Nethanya an der Wand eine alte Zeichnung — ein seltsames Gefühl, die vertrauten Konturen meines Dorfes hier im fremden Orient wiederzufinden. Unser Gastgeber gestand uns, daß er noch immer — nach über 40 Jahren — *auf deutsch träume*, und zwar oft von seinem Elternhaus, und dies, obgleich er seit seinem 17. Lebensjahr sein Heimatdorf verlassen und sein ganzes weiteres Leben die deutsche Sprache gemieden hatte. Viel erzählte er von seinem Vater, der sich nie an das Klima des Vorderen Orients gewöhnt und die Trennung von der alten Heimat bis zu seinem Tode nicht verwunden hatte.

Auch eine im Kibbutz lebende Familie Goldwyn lud uns zu sich ein und erläuterte uns die Struktur und die besonderen Lebensbedingungen einer solchen eindrucksvollen autonomen Sozial-Gemeinschaft, aber auch deren Probleme.

Alle unsere israelischen Gesprächspartner zeigten immer auch ihren Stolz über die geleistete Pionierarbeit in diesem Lande. Wir könnten uns nicht vorstellen, wie es noch in den vierziger Jahren ausgesehen habe, sagten sie wiederholt.

Auch über die gegenwärtige politische Lage in und um Israel und das prekäre Verhältnis zu den Arabern wurde natürlich oft gesprochen, und es zeigte sich, daß bei unseren Freunden die Probleme durchaus unterschiedlich beurteilt wurden. Uns beeindruckte, wie selbstverständlich die heutige israelische Gesellschaft eine höchst lebendige, erstaunlich

offene und kontroverse Meinungsvielfalt zeigt. Es wird leidenschaftlich diskutiert. Die Situation ist kompliziert und schwierig, ja erscheint einem manchmal ausweglos. Eines aber wurde mir dort klar: Wir Deutschen sind die letzten, die den Israelis kritische Ratschläge zu ihrer Politik gegenüber den Arabern erteilen sollten.

Voll von großen Eindrücken und den bewegenden Begegnungen kehrten wir dankbar nach Deutschland zurück. Ein Bann war gebrochen für mich, und zudem habe ich vielleicht erst in Israel gelernt, was Heimat bedeutet.

Seitdem ist der vielfache Briefkontakt mit unseren Freunden dort nicht mehr abgerissen. Schon einige Monate später bekamen wir Besuch: Ludi Goldwein, ein ehemaliger Meimbresser Schulkamerad — er galt seinerzeit als hellster Kopf unserer Schule, den ich seitdem nur dieses eine Mal in Haifa wiedergesehen hatte. Nun kam er aus Ramat Gan bei Tel Aviv mit seiner aus Holland stammenden Frau. Er hatte brieflich um Verständnis dafür gebeten, daß er meine Einladung, bei uns zu wohnen, nicht annehmen könne. Er würde kein Auge zumachen, wenn er in Meimbressen nächtigte. So wohnten sie außerhalb, von wo ich sie täglich zu gemeinsamen Unternehmungen abholte. Nun wurde es für unseren israelischen Gast eine „Reise in die Vergangenheit“. Ich zeigte ihm das heutige, gegen damals stark veränderte Dorf. Wir standen vor seinem Elternhaus und vor den Gräbern seiner Großeltern auf dem erhaltenen jüdischen Friedhof. Wir besuchten die Judaica-Abteilung des nahen Stadtmuseums Hofgeismar. Wir fuhren nach Kassel, und ich erklärte ihm das nach totaler Zerstörung wieder aufgebaute Zentrum. Unsere Gäste staunten über den geschäftigen Reichtum der Stadt und ihre immer noch schöne Wilhelmshöher Schloß- und Parkanlage.

An einem Abend hatte ich einige ehemalige Mitschüler und interessierte Meimbresser Bürger zu uns eingeladen. Auf unsere Bitte hin berichtete unser Gast die abenteuerliche Geschichte seiner Irrfahrt seit der Emigration aus Meimbressen bis zum Neuanfang in Israel: Ab 1938 hatte er zuerst in Holland gelebt. Die Besetzung auch dieses Landes durch die Deutsche Wehrmacht 1940 bedrohte ihn erneut und zwang ihn in den Untergrund, bis es ihm unter großen Gefahren gelang, noch vor Kriegsende Europa über Spanien zu verlassen. Jahrelang hatte er unter ständiger Lebensbedrohung unter falschem Namen im deutschbesetzten Europa des Krieges gelebt und u.a. zwangsverpflichtet in Wehrmachtbetrieben gearbeitet. Bei seiner Erzählung stellte sich heraus, daß er 1944 in der Werft der deutschen Kriegsmarine im französischen Bordeaux arbeiten mußte, genau zu der Zeit, als dort der Zerstörer zur Reparatur lag, auf dem ich als Soldat Dienst tat. Uns beiden drängte sich die beklemmende Frage auf: Was wäre geschehen, wenn wir uns dort begegnet wären, in dieser Situation vor 44 Jahren? Unser jüdischer Gast kommentierte diese Möglichkeit ebenso trocken wie fair: *Wir waren beide jung, es war Krieg, und wir standen auf verschiedenen Seiten...* Ja, er stand auf der besseren, der richtigen Seite, und ich ...?

Es waren bewegende „Reisen in die Vergangenheit“, meine nach Israel und seine nach Meimbressen, ebenso wie unsere Gespräche dort und hier. Für mich bedeuteten diese Begegnungen mit den überlebenden Menschen aus Meimbressen und der Kontakt mit ihnen eine notwendige und entscheidende Erfahrung in meinem Leben. Nur aus dem Erinnern, dem Sich-Stellen gegenüber einer schlimmen Vergangenheit und eigener Schuldverstrickung kann Klärung, Verständnis und schließlich Versöhnung erwachsen, ja Freundschaft entstehen. Ich habe es erlebt und bin dankbar dafür!

Erstabdruck in Jahrbuch Landkreis Kassel 1991, S. 147–150.

Juden — Hessen — Deutsche

Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte der Juden in Nordhessen

Herausgegeben
von
Helmut Burmeister und Michael Dorhs



Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e. V. Kassel 1834
— Zweigverein Hofgeismar —

Hofgeismar
1991

„Die Geschichte unserer Heimat“ Bd. 8

Dieses Projekt haben auf vielfältige Weise gefördert

Staatsminister Dr. Herbert Günther

Fam. Dierichs, Kassel

Stadt Hofgeismar

Landkreis Kassel

Ev. Kirche v. Kurhessen-Waldeck/Landeskirchenamt

Bischöfliches Generalvikariat Fulda

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e.V. 1834, Hauptverein

Ev. Kirchenkreis Kaufungen

Ev. Kirchenkreis Wolfhagen

Ev. Kirchenkreis Hofgeismar

Ev. Kirchenkreis Kassel-West

Fa. Landwehr u. Schultz, Trafobau Calden / Dr. M. Lasch

Gemeinde Breuna

Gemeinde Schauenburg

Stadt Grebenstein

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e.V., Zweigverein Kassel

Verein zur Förderung der Gedenkstätte und des Archivs Breitenau e.V.

sowie verschiedene Einzelpersonen.

Ihnen allen gilt unser herzlicher Dank!

1. Auflage 1991

*Herausgeber: Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e. V. 1834,
Zweigverein Hofgeismar*

*Schriftleitung der Reihe: OstR Helmut Burmeister, Arensberg 8, 3520 Hofgeismar, Tel.
(05671) 34 76, 888 59*

*Titelvorlage: Zeichnung Wilhelm Thielmann aus dem Zyklus „Bilder aus der
Synagoge“, Original im Stadtmuseum Kassel.*

Die Genehmigung zur Verwendung wird Herrn Museumsleiter K. H. Wegner gedankt.

Alle Rechte vorbehalten/Printed in Germany

Satz: Micha Röhring, Kassel

Gesetzt aus Computer Modern in T_EX

Herstellung: Gebrüder Zahnwetzler, 3501 Niestetal-S./Kassel